

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 24 (1951-1952)

Heft: 9

Artikel: Plädoyer für Grossstadtkinder : ist es wirklich so schlimm

Autor: Brunner, Hilde

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-851513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Plädoyer für Großstadtkinder

Ist es wirklich so schlimm —

wie unsere Kinder auf der Straße sich benehmen? Sind sie wirklich vorab Sougoofe und rohes Gassenvolk, vorlaut, großmäulig, rüpelhaft und suspekt — eine Rotte patzig unziemlicher Kerle, die unser Gemeinwesen schändet und verunziert, sonder Gewissen und Respekt —? Sind der bösen Buben, der schnöden Maitli hierzulande wirklich so viele? Es geht ja nimmermüde auch bei uns das Gerede von der frechen Jugend von heutzutage. Und freilich findet sich unter den Schulkindern unserer Stadt eine ansehnliche, eine für manch besonnenen Bürger beängstigende Zahl unrühmlicher Existenzen, die den Erwachsenen so vorsätzlich und weidlich sequieren, anpöbeln und ärgern, als bekämen sie's bezahlt. Anlaß zu Erbitterung und Kopfschütteln findet sich ohne Zweifel für jeden, den darnach verlangt, aber alles in allem gibt es bei uns denn doch auch Abertausende von gutartigen, manierlichen, liebenswerten Leutchen, die ihr junges Leben sehr tapfer und anständig meistern. Sie führen sich — geben wir es nur zu — auf der Straße sogar sehr ordentlich auf, die meisten unserer Kinder, — erstaunlich gesittet und fügsam, wenn man bedenkt, wie sehr doch eigentlich sie ihren Freiheitsdrang zu zügeln haben, wie viel ungelebtes Leben sie in sich niederzuringen haben, Tag für Tag, in dieser gehegten, ausgezirkelten, von Menschen und Vehikeln wimmelnden Stadt, die faktisch kaum ein Fleckchen Niemandsland mehr kennt, wo Kinder sich ungestraft auslassen und tummeln könnten. Zutritt verboten, Aufenthalt unerwünscht! — Schranken schier ohne Zahl! — Das vor allem ist es nämlich, was sie heutzutage so schwierig macht, unsere Kinder; das ist es, was sie ungebärdig macht und aufsässig und traurig und verdrießlich, daß sie so nirgendwo mehr nach Herzenslust und ungestraft sich breit machen können, daß sie ohne Pardon durch ihre lebhaftesten Jahre dies entkräftende Dasein zu führen haben, dies herb entgeheimniste Dasein ohne Schlupf und Winkel und Weide —. Machen wir uns nur

nichts vor: trotz allem was wir mit Umsicht und Fleiß und vielem Geld zu ihren Gunsten vorgekehrt haben — das Leben der Kinder in dieser großen amerikanisierten Stadt ist in den letzten Jahrzehnten erschreckend verarmt. Immer erbarmungs-, immer gnadloser ist es umpflockt und eingezäumt, immer auswegloser umstanden von nicht mehr aus der Welt zu schaffenden Fatalitäten — ach und jedes neue Baugerüst, jeder rumpelnde Bagger engt, ungewollt zwar, aber unweigerlich, dies arme Leben noch mehr ein! — und so kann man denn unsere Buben und Maitli zu Hauf geduldig und resigniert, mit erstorbener Phantasie, zum Erbarmen lieb und brav durch unsere Straßen stiefeln sehen, oder aber sie lungern ergrimmt, hilflos, unheilbrütend, blasiert und renitent durch all diese unerbittlich ordentlichen Häuserzeilen, über Asphalt und Kies und gezwungenen Stein, kaum je mehr atmenden Erdboden unter den Füßen spürend, sehr wendig und verkehrserzogen zwar, aber alsgemach arm und immer ärmer an eigentlicher Lebensfreude.

Und in den drangvoll engen Wohnungen, wo vielerorts reglementiert keine Katze weilen darf und kein Hund und kaum ein Kanarienvogel, ist auch kein Platz! — kein tauglicher Keller da, kein Boden, kein Hof, wo man nach Herzenslust seinen Taten-durst stillen, seine Ideen verwirklichen und spielen und rennen und experimentieren könnte; ach und immerzu wird man gemaßregelt und gemahnt und zur Ruhe gewiesen — und sollten ein paar kleine Pfüdi auch nur selbstvergessen und an nichts Böses denkend an einem Brunnlein göötschen, schon ist auch irgendwer da, der es ungezogen findet und sich's recht ungnädig verbittet. Wahrhaftig, sie sind ein wenig sehr preisgegeben, unsere Kinder, in dieser unerbittlichen aseptischen Stadt: — schöngfiederte Täubchen mit gestutzten Flügeln! Wie sagenhaft

muß unsere Großstadtjugend des 20. Jahrhunderts die Kindheit zum Beispiel des «Armen Mannes im Toggenburg» anmuten, dieses Armeleutekindes von vor 200 Jahren. Man höre nur ein paar Zeilen aus seinen Bubenerinnerungen:

«Im Sommer sprang ich in der Wiese und an den Bächen herum, riß Kräuter und Blumen ab und machte Sträuße wie Besen; dann durch alles Gebüsch den Vögeln nach, kletterte auf die Bäume und suchte Nester. Oder ich las ganze Haufen Schneckenhäuslein oder hübsche Steine zusammen. War ich dann müd', so setzt' ich mich an die Sonne und schnitzte zuerst Hagstecken, dann Vögel und zuletzt gar Kühe; denen gab ich Namen, zäunt' ihnen eine Weide ein, baut' ihnen Ställe und fütterte sie; verhandelte bald dies, bald jenes Stück und machte immer wieder schönere. Ein andermal richtete ich Öfen und Feuerherd auf und kochte aus Sand und Lett einen saubern Brei. Im Winter wälzt' ich mich im Schnee herum und rutschte bald in einer Scherbe von einem zerbrochenen Napf, bald auf dem bloßen Hinter, die Gähnen hinunter. —»

Wir wagen ohne Zögern zu behaupten, daß noch das ärmste Kind in alter Zeit ein weit glückhafteres Leben führte als selbst das verwöhnteste Stadtkind unserer Tage. — Man braucht übrigens keineswegs 200 Jahre zurückzugehen. Wo sind nur schon die vertrauten Spiele unserer eigenen Kindertage hingekommen, dies wonnevolle Dahinjagen mit Reifen und Windrädchen und Drachen, das Kreiselschlagen, das Springseilen, das Chlüüre, das kühne Stelzenlaufen, das kunstvoll stilisierte Spiel mit dem Ball, — und Verbeergis und «Wolf gseh» und «Räuber und Poli» und der selig-sentimentale Singsang vom «Marienchen», das auf dem Steine saß. Und wann — wann je hätten wir uns in den Pausen auf dem Schulplatz so sträflich gelangweilt, wie heutige Kinder sich zu langweilen vermögen! Welch vergnügtes, welch herzbetauendes Leben im Freien führten die landläufigen Kinder von ehemals, wie lebten sie wachen Gemüts, eifrig und tatenfroh, wie just die Jahreszeit es mit sich brachte — schloffen hochklopfenden Herzens in gruselige Höhlen, hausten selig-geschäftig am fröhlich sich schlängelnden, weidenumstandenen Bach, züchteten Ringelblumen und Teufelsraupen, brieten Kartoffeln im Feuer, fochten ihre Bubenkriege aus, tummelten sich mit von Tür-

kenhonig verklebten Händen hingerissen an der ach so simplen Chilbi von anno dazumal, wo man verzaubert und tollkühn auf der Schiffschaukel auf- und niederfliegen und in den Stühlchen der Sesselbahn hoch über den Köpfen der Menge saugend dahinfahren konnte. — Und das alles barg eine Fülle von Poesie und Seelenletze und machte die Kinder zufrieden und glücklich und zukunftsfröhlich. Kraftstrotzende Gewaltskerle und hochtrabende Flegel gab's natürlich auch da schon, und hinter Hag und Schuppen lagen die Buben fleißig dem Nielenrauchen ob, — hatten's freilich aber dabei wesentlich einfacher als in seiner Knabenzeit der berühmte Irrenarzt Dr. Heinrich Hoffmann von Frankfurt am Main, der Verfasser des «Struwwelpeter», der, seinen Gelüsten zu frönen — es war tief im letzten Jahrhundert — sich heimlich mit einer zerlegbar riesenlangen Pfeife plagen mußte, die er durchs kurzerhand abgeschnittene untere Ende des Hosensacks längs des Beins bis in den Stiefelschaft hinab zu versenken pflegte, worauf er — also auf sündlichen Pfaden wandelnd — unnatürlich steifbeinig sich aus der Stadt jeweilen davon machte, um außerhalb in den Wiesen endlich «an sicherer Stelle die Maschine zusammensetzen».

Noch einmal denn: nein, und abermals nein, unsere Kinder sind nicht zu beneiden; trotz gelb und roter Glace und Zirkus und Zoo und Koblet und Kino und — nicht zu vergessen! — trotz all den atemraubenden Vehikeln, die so vielen von ihnen heute die Sinne verwirren. In gewisser Beziehung ist es ein heillooses Leben, und unersetzliche Gemütswerte gehen darob verloren, denn diese besessene Faszination durch Sport und Technik ist bekanntlich fragwürdiger Natur; sie erregt und behext und ist ein gewaltiges Stimulans, aber sie ist weiß Gott kein hortulus animae und keine lebensvolle Nahrung fürs Gemüt. Einst waren es die Eisenbahnen — demnächst werden es die Weltraumschiffe sein! Karl Benz, der Pionier und eigentliche Erfinder des Automobils — er hat der staunenden Mitwelt 1886 das erste motorisierte Velociped geschenkt — scheint uns recht eigentlich der Ahn all der fanatisierten Buben unserer Zeit zu sein. Sein Vater wurde 1843 Lokomotivführer auf der neueröffneten Strecke Karlsruhe—Heidelberg, starb aber schon 1846 als Opfer seines Berufs, als das Büblein kaum zweijährig war, was nicht hinderte, daß des also Verwaisten Knabenträume hinfort ganz und gar von gewaltigen Lokomotiven durchbraust waren. «... was ich auch zeichnete und malte, — zuletzt gab's immer eine Lokomotive, wo der Rauch herauskam. — Fauchend wie

eine Maschine sprang ich des Abends zu meinem Bette. Fauchend erhob ich mich des Morgens wieder. Die Lokomotive, ein Wagen ohne Pferde! Sie machte mich in meinen Bubenjahren namenlos glücklich, — so wie sie meine Mutter namenlos unglücklich machte.» Wobei zu bemerken wäre, daß dieser Knabe immerhin keimfroh aussichtsreiche Schöpferträume hegte, während heute, sehr fatalerweise für unsere Kinder, schier alles «schon da und erfunden ist», ein Umstand, der mit dazu beiträgt, sie noch schmerzlicher hinabzustoßen in Unbehagen und Passivität.

Und nun — die Gewissensfrage an uns Erwachsene! Sind wir hier in dieser Stadt unsern Kindern zugetan? Ist Zürich eine kinderfreundliche Stadt? Ist der Zürcher, ist die Zürcherin den Kindern im allgemeinen gewogen? — diesen insgeheim vielfach so ratlosen, so sehr unserer Zuneigung bedürftigen Kindern. Eins sei zuvor festgehalten: Auch wir, auch wir Erwachsene sind in der Klemme, auch wir kennen sehr wohl das berühmte «Unbehagen in der Kultur» und ersehnen uns oft ein anderes, ein weniger straffes, ein freundlicheres Dasein. Das große Erlebnis für Zehntausende, das große Wohlgefallen der Zürcher am Volksfest der Jahrhundertfeier war — darüber hat man sich mittlerweile ausgiebig Rechenschaft gegeben — vor allem diese duldsame Freundlichkeit, diese unvermittelte Herzenswärme und Ungezwungenheit, die sich in der von Tram und Autos gesäuberten Stadt unversehens wie ein Wunder durch die Menschenherzen zu ergießen begann, längst verloren geglaubte Freudigkeit und Brüderlichkeit in ihnen wachrufend. Gemüt, reine unberechnete Zuvorkommenheit, dieser Balsam für die Beziehungen der Menschen untereinander! — plötzlich ward offenbar, daß dies das Ferment ist — noch immer wie eh und je —, das vor allem uns Friede zu geben, uns nachsichtig und lebensfroh zu machen vermag. Hat man nicht Zürich verdächtigerweise oftmals die «Hochburg der Psychoanalyse» zu nennen beliebt? Wir lechzen insgeheim allesamt nach ein bißchen Traulichkeit und Herzenshöflichkeit und tröstendem Lächeln in unserem angespannten Dasein. Und so ein Seelensönnchen — diese gemüthafte Lebensfreude —, um wieviel mehr noch bedürfen ihrer die Kinder, die ganzen darbenden, seelisch verarmenden anonymen Kinderscharen unserer Stadt. Sie vor allem brauchen Zuvorkommenheit und Schutz und Selbstvertrauen! Denn, nicht wahr, wir selbst, wir Erwachsene, für uns ist das Unausweichliche unserer modernen Situation einigermaßen überblickbar, erklärbar, entschuldbar — wir sind sozusagen von langer

Hand her geübt in Resignation —, wir kennen den unentrinnbaren *circulus vitiosus*; die Kinder aber kennen ihn noch nicht, wollen ihn nicht kennen, nicht wahrhaben, in begreiflicher Abwehr. Die Kinder entbehren und wissen es nicht, sie leiden und wissen es nicht, und wo wir sie preisgeben, wo wir sie vernachlässigen und beiseiteschieben und nicht achten, aus Trägheit des Herzens, aus Groll, aus Ressentiment, aus Müdigkeit und Überlastung — denn Zürich ist für seine Bewohner bekanntlich eine ausgesprochen strapaziöse Stadt —, da werden sie sich rächen, da werden wir für sie sehr bald nicht mehr ehr- noch großwürdig sein, da werden sie uns entgleiten und werden uns die schwere Versäumnis entgelten mit Unehrenerbietigkeit, mit Gleichgültigkeit und Mißtrauen und auch wohl mit unverhohlener Impertinenz.

Wir sollen aber ihr Unbehagen nicht verschärfen, wir sollen es vielmehr mildern, wo immer sich uns Gelegenheit dazu bietet, mit Erbarmen und Nachsicht und ungegeiztem Großmut. Wir sollten *mit* unsern Kindern leben, nicht neben ihnen — und behutsam, beharrlich und keiner Anfechtung erliegend sollten wir versuchen, ihnen Pfadbereiter und Vorbild zu sein; denn jedes normale Kind sucht insgeheim schmerzlich nach einem verehrungs-, nach einem der Nachfolge würdigen Vorbild. Nachsicht, Zuspruch und Vertrauen, das ist das Seelenbrot für unsere Kinder. Wehe uns, wenn wir es ihnen vor-enthalten!

Bernhard Shaw, der große irische Spötter, hat einst faunisch selbstgefällig sich geäußert, Erziehung sei weiter nichts als die organisierte Verteidigung der Erwachsenen wider die Jugend — und irgendwer sonst hat die Sentenz geprägt, es habe jede Nation die Jugend, die sie verdiene. Der unsern, dünkt einen, wäre jedenfalls ein bißchen mehr Sympathie, Zuneigung und Vertrauen zu gönnen, ein bißchen mehr Entgegenkommen und Ritterlichkeit seitens der Erwachsenen. Unsern organisationsfreudigen Stadtvätern schlagen wir deshalb allen Ernstes vor, gelegentlich eine Woche der Liebenswürdigkeit für unsere Kinder zu proklamieren. Es wäre bestimmt ein Gewinn und eine prächtige Chance für beide Teile, für die Kinder und für uns.

Hilde Brunner

(In den «Mitteilungen des Schulamtes der Stadt Zürich»).